

DEON

I C A R U S

MEYER

RL

THRILLER

Informationen zum Buch

Wer hoch fliegt ...

Bennie Griessel war ein trockner Alkoholiker – bis zu dem Tag vor Weihnachten, als ein Freund seine Familie und sich selbst erschießt. Er beginnt wieder zu trinken, und als seine Kollegen ihn suchen, sitzt er im Gefängnis. Dabei hat Bennie einen neuen, spektakulären Fall. Ein Mann wird stranguliert an einem Strand aufgefunden. Ernst Richter hatte ein besonderes Geschäftsmodell. Allen, die fremdgehen wollten, versprach er, für ein todsicheres Alibi zu sorgen.

Ein fulminanter Roman, in dem das paradiesische und dunkle Südafrika eng nebeneinanderliegen. Das Meisterwerk eines der besten Thrillerautoren weltweit.

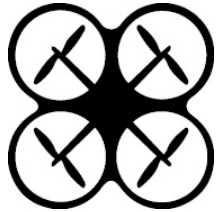
Kapstadt im Dezember. Bennie Griessel wird zu einem Tatort gerufen, der ihn aus der Fassung bringt. Ein Kollege hat seine Frau, seine zwei Töchter und dann sich selbst erschossen. Bennie will nur noch weg – von Alexa, seiner Freundin, von seinen Kindern. Er landet in einer Bar und betrinkt sich. Ein herber Rückfall für den trockenen Alkoholiker.

An einem Strand experimentiert ein Kameramann mit einer Drohne und entdeckt eine Leiche. Ein Mann ist offenkundig erdrosselt worden. Als die Polizei die Identität des Mannes herausgefunden hat, sind alle in heller Aufregung. Ernst Richter galt seit Wochen als vermisst. Prominent wurde er durch seine Interplattform Alibi. Allen, die eine Affäre haben wollten, versprach er den sorgenfreien Seitensprung.

Als man Bennie zu Hilfe rufen will, sitzt der nach einer Prügelei im Gefängnis. Und noch einen treibt der Tod von Ernst Richter um: den Weinbauer Francois du Toit aus Stellenbosch, der sich auf zwielichtige Geschäfte eingelassen hat.

»Im Thrillergewand breitet Deon Meyer die Probleme, aber auch die Fortschritte der südafrikanischen Gesellschaft aus ... All das steckt in seinen ziemlich spannenden Geschichten.« *Die Welt*


Deon Meyer



Icarus

Thriller

Aus dem Afrikaans von Stefanie Schäfer

 **a** aufbau *digital*

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50

Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60
Kapitel 61
Kapitel 62
Kapitel 63
Kapitel 64
Kapitel 65
Kapitel 66
Kapitel 67
Kapitel 68
Kapitel 69
Kapitel 70
Kapitel 71
Kapitel 72
Kapitel 73
Kapitel 74
Kapitel 75
Kapitel 76
Kapitel 77
Kapitel 78

Kapitel 79

Kapitel 80

Kapitel 81

Kapitel 82

Kapitel 83

Kapitel 84

Kapitel 85

Kapitel 86

Kapitel 87

Kapitel 88

Kapitel 89

Kapitel 90

Kapitel 91

Kapitel 92

Epilog

Danksagung

Quellen

**Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen
Wörter und anderer Begriffe**

Über Deon Meyer

Impressum

Les ennemis du vin sont ceux qui ne le connaissent pas.

(»Nur die hassen den Wein, die ihn nicht kennen.«)

Das Zitat wird zwei Personen zugeschrieben: Professor Dr. Sellier, *Journal de Médecine*, in: *Boland, Wynland* (Vlok Delpont, Nasionale Boekhandel, 1955), sowie »Professor Portmann« vermutlich Professor Michel Portmann, Arzt aus Bordeaux.

In clinical settings, some depressed people demonstrate a high proneness to survivor guilt, that is, guilt over surviving the death of a beloved one, or guilt about being better off than others.

»In klinischer Umgebung weisen manche Patienten mit Depressionen eine hohe Anfälligkeit für das Überlebenden-Syndrom auf, das heißt, sie leiden unter Schuldgefühlen, weil sie den Tod eines geliebten Menschen überlebt haben oder weil es ihnen besser geht als anderen.«

»Guilt, fear, submission, and empathy in depression«.

Lynn E. O'Connor, Jack W. Bery, Joseph Weiss, Paul Gilbert,

Journal of Affective Disorders.

1

Es war ein Komplott zwischen Himmel und Erde, das die Leiche Ernst Richters dem Boden entriss – als hätten sich die Elemente verschworen, um der Gerechtigkeit auf die Sprünge zu helfen.

Zuerst der Sturm am siebzehnten Dezember, der morgens um kurz nach acht Uhr ausbrach. Ein seltenes Phänomen, aber durchaus erklärlich, entstanden durch die Ausläufer eines thermischen Tiefdruckgebietes: ein blauschwarzes, brodelndes Ungeheuer, das aus dem Norden kurz hinter Robben Eiland über den Atlantik herangerast kam.

Die Wolkenmasse schleuderte theatralische gezackte Zungen meer- und erdwärts und zog eine dichte Regengardine hinter sich her, die in weniger als einer halben Stunde einundsiebzig Millimeter Niederschlag über Bloubergstrand, Parklands, Killarney Gardens und Zeezicht ergoss.

Es kam zu Überflutungen und Verkehrschaos. In den Mainstream-Medien und den sozialen Netzwerken wurde atemlos das K-Wort zitiert. *Klimakollaps*.

Doch beim Herausspülen der Leiche war der Beitrag des Klimas eher bescheiden; nur die Beschaffenheit der Landschaft jenseits von Blouberg trug dazu bei, wo der Südostwind wie ein blinder Bildhauer die Dünen derart geformt hatte, dass die Sturzflut zufällig kanalisiert wurde. Sie legte die Füße Ernst Richters frei, einer in tragischer Nacktheit, der andere noch mit schwarzer Socke bekleidet. Auf Halbmast. Ein bizarres Bild.

Das letzte Glied in der Kausalkette war das Schicksal, das den neunundzwanzigjährigen Kameramann Craig Bannister gegen 11:17 Uhr dort in der Nähe anhalten ließ, am Rand der Otto du Plessis-Laan, der Küstenstraße zwischen Blouberg und Melkbosstrand. Er stieg aus seinem Fahrzeug und prüfte das Wetter. Der Wind hatte sich größtenteils gelegt, und die Wolken rissen allmählich auf. Bannister wollte seine neue ferngesteuerte Flugmaschine, die DJI Phantom 2 Vision+ mit stabilisierter, hochauflösender Videokamera, ausprobieren. Die Phantom, ein sogenannter Quadrocopter, war ein technisches Wunderwerk im Kleinen, ausgerüstet mit GPS und WLAN. Dies ermöglichte es Bannister, sein iPhone mit der Kamera zu koppeln und die Videoaufnahmen auf dem Display seines Smartphones zu verfolgen, nur Millisekunden, nachdem die Phantom sie oben aus der Luft aufgezeichnet hatte.

Um kurz nach 11:31 Uhr runzelte Bannister die Stirn bei dem merkwürdigen Bild auf dem Handy und steuerte die

Phantom tiefer und näher zu der betreffenden Stelle. Einen Meter über der Szene ließ er sie in der Luft schweben, bis er sich ganz sicher war.

Sand, schwarze Plastikplane - und Füße. Unverkennbar. Er blickte von seinem iPhone auf, suchte nach der schwebenden Phantom und machte sich eilig auf den Weg. Es war, als sei das Videobild ein fiktives Machwerk, wie in einem Fernsehkrimi. Bannister folgte einem gewundenen Pfad über die bewachsenen Dünen, hinauf und hinunter durch die sandigen Hügel. Erst als er den letzten Abhang erreichte, sah er es mit eigenen Augen. Er ging näher und hinterließ eine einsame Reihe von Spuren im regenglatten Sand.

Die Füße ragten unter einer dicken schwarzen Plastikplane hervor, in die offenbar eine unter dem Sand begrabene Leiche eingewickelt war.

»Shit!«, fluchte Craig Bannister.

Er griff nach seinem Smartphone, das mit der Fernsteuerung verbunden war, und wurde sich jetzt erst bewusst, dass die Phantom noch immer einen Meter über dem Boden schwebte und weiterhin alles auf Video aufzeichnete.

Bannister ließ den Quadrocopter landen und schaltete alle Geräte ab. Dann wählte er den Notruf.

Um 13:14 Uhr klingelte im Ocean Basket in der Kloofstraat das Handy von Kripo-Kaptein Bennie Griessel. Ein Blick auf das Display sagte ihm, dass es Major Mbali Kaleni war, seine neue Vorgesetzte bei der Mordkommission im Direktorat für Kapitalverbrechen, auch bekannt als die Valke. Da ihm der Anruf eine potentielle Fluchtmöglichkeit bot, meldete er sich hastig und hoffnungsvoll.

»Hallo, Bennie, tut mir leid, dass ich Sie beim Mittagessen stören muss ...«

»Kein Problem«, sagte er.

»Ich brauche Sie in Edgemead. Farmersfield Road. Vaughn ist schon unterwegs.«

»Ich bin in zwanzig Minuten da.«

»Bitte richten Sie Ihrer Familie meine Entschuldigung aus«, sagte Kaleni, die von dem »besonderen Essen« wusste, das Alexa Barnard, die Liebe in Griessels Leben, arrangiert hatte.

»Mach ich.«

Er beendete den Anruf. Alexa, Carla und der van Eck-Fuzzi hatten das Gespräch mitgehört. Er sah sie an. Sein Sohn Fritz klebte noch immer mit der Nase am Smartphone.

»Ach, Papa«, seufzte Carla, verständnisvoll und enttäuscht zugleich.

Alexa nahm seine Hand und drückte sie mitfühlend.

»Tut mir leid«, sagte Bennie und stand auf. Noch immer spürte er diffuse Schmerzen in Bauch und Arm, aber nicht mehr so schlimm wie am Morgen. »Ich muss raus nach Edgemead.«

»Große Mordsache?«, fragte der van Eck-Fuzzi, Carlas neuer Freund. Der reinste Jesus-Verschnitt mit seinem schulterlangen Haar und dem dünnen Bart.

Griessel ignorierte ihn. Er zückte sein Portemonnaie und gab Alexa seine Kreditkarte, die sie zu seiner Erleichterung mit einem Nicken annahm. »Nur noch schnell einen Abschiedskuss«, bat sie. »Mein Top-Ermittler.«

Im Dünengebiet östlich der Otto du Plessis-Laan legten die Kriminaltechniker die Leiche von Ernst Richter vorsichtig frei. Anfangs wurden sie noch von starken Windböen gebeutelt, die sich jedoch nach kurzer Zeit legten.

Anschließend kam die Sonne hinter den dicken Wolken hervor, und sofort wurde es heiß und gleißend hell durch die Reflexion der Strahlen auf dem weißen Sand und dem noch stürmischen Atlantik.

Die Video-Einheit der SAPD hatte gegen 13:32 Aufnahmen gemacht, und die Spurensicherung war dabei, den Sand rund um die Leiche vorsichtig abzutragen und in gekennzeichnete Plastikbeutel zu füllen.

Kripo-Adjutant Jamie Keyter von der Dienststelle Table View leitete die Untersuchungen. Er hatte die Stelle in

einem Umkreis von zehn Metern rund um die Leiche mit gelbem Tatort-Flutterband absperren lassen und zwei Uniformierte damit beauftragt, den Verkehr auf der Otto du Plessis-Laan zu regeln und Schaulustige fernzuhalten. Mit der misstrauischen, vage beschuldigenden Stimme, die er für solche Gelegenheiten bereithielt, hatte er Craig Bannister auf den Zahn gefühlt.

»Warum haben Sie ausgerechnet hier angehalten, um Ihr kleines Spielzeug auszuprobieren?«

»Das ist schließlich nicht verboten, oder?«

»Ich habe Sie etwas gefragt!«

»Hören Sie, ich habe mir dieses ›Spielzeug‹ gerade neu angeschafft. Ich bin ein professioneller DOP, und das ist ein ...«

»Was ist das – ein DOP?«

»Director of Photography. Ich arbeite für Film- und Fernsehproduktionen. Bei diesem mit einer Kamera ausgerüsteten Quadrokopter handelt es sich um die neueste Entwicklung auf dem Gebiet der Flugmaschinen für Luftaufnahmen – es ist quasi eine Drohne mit HD-Kamera. Wenn ich die im Job nutzen möchte, muss ich auch damit üben. Und zwar ohne dauernd Hunderten von Modellfliegern ausweichen zu müssen.«

»Haben Sie eine Lizenz dafür?«

»Eine Lizenz? Man braucht keine Lizenz für einen Quadrokopter.«

»Sie haben also einfach so hier angehalten?«

»Genau.«

»Na so ein Zufall!« Jamie Keyter trug die Ironie ganz dick auf.

»Was wollen Sie mir unterstellen?«

»Ich unterstelle Ihnen gar nichts, ich frage nur.«

»Hören Sie, ich bin einfach so lange gefahren, bis ich ein Plätzchen mit einer netten Aussicht gefunden hatte«, erwiderte Craig Bannister geduldig. »Die Straße, das Meer, der Berg, sehen Sie sich doch einfach mal um! Ziemlich spektakulär, oder? Ich muss das Fliegen mit dem Quadropter üben und wollte zugleich die Kamera ausprobieren. Und zwar so, dass es sich lohnt. Zum Beispiel in dieser Umgebung.«

Jamie Keyter nahm die Ferrari-Sonnenbrille ab, um Bannister mit seinem Ich-habe-dich-durchschaut-Blick zu durchbohren.

Abwartend stand der Mann vor ihm. Die Situation war ihm sichtlich unangenehm.

»Sie haben also alles auf Video?«, fragte Keyter schließlich.

»Ja.«

»Zeigen Sie es mir.«

Zusammen sahen sie sich die Aufnahmen auf dem Display des Smartphones an. Zwei Mal. »Okay«, sagte Keyter, dann

befahl er Bannister, bei seinem Wagen zu warten, und setzte die Ferrari-Sonnenbrille wieder auf.

In seinem schwarzen Polohemd, dessen Ärmel sich um seinen Bizeps spannten, in den schwarzen Edgars-Chinos mit dem schwarzem Ledergürtel, die Hände auf die Hüften gestemmt, betrachtete er die beiden Füße, die unter der Plastikplane hervorragten.

Er war stolz auf sich. Die Füße waren trotz der Totenflecken deutlich als die eines Weißen zu erkennen. Das bedeutete Medienrummel.

Jamie Keyter liebte Medienrummel.

Bennie Griessel, sechsundvierzig Jahre alt, ehemaliger Alkoholiker, seit sechshundertundzwei Tagen trocken, starrte durch die Windschutzscheibe seines Autos, während er sich durch den dichten Verkehr auf der Buitengracht quälte.

Normalerweise hasste er den Dezember.

Normalerweise hätte er mit einem gegrummelten *Jissis!* diese irren Urlauber verwünscht, vor allem die Scheißtypen aus Gauteng, die mit ihren dicken Portemonnaies im nagelneuen BMW so schnell wie möglich hinunter ans Kap jagten, um dort ihr Weihnachtsgeld zu verbraten. So nach dem Motto: Jetzt lassen wir es in dem verschlafenen Nest mal ordentlich krachen! Zu ihnen gesellte sich die komplette Bevölkerung der nördlichen Vorstädte Kapstadts,

die all ihre Hemmungen zu Hause gelassen hatte und an die Strände strömte, zusammen mit den vor der Kälte flüchtenden Touristen aus Europa.

Normalerweise hätte er im Geiste misstrauisch die Folgen dieser feindlichen Übernahme aufgezählt: Nirgendwo Parkplätze, alles wurde teurer, und die Verbrechensrate stieg um mindestens zwölf Prozent, denn die Urlauber soffen, was das Zeug hielt, und dann knallten bei ihnen die Sicherungen durch.

Normalerweise. Aber nicht in diesem Jahr. Denn die Beklemmung war in ihm, über ihm, um ihn; sie umgab ihn wie eine schwarze Wolke. Bereits wieder. Noch immer.

Die Erleichterung über seine Flucht aus dem Restaurant war verflogen. Bereits auf dem Weg zum Auto hatte er sich Gedanken darüber gemacht, warum Mbalis Stimme so schwermütig geklungen hatte. So gedämpft, voller Entsetzen, umso auffälliger, je mehr sie versucht hatte, es zu überspielen. Ein krasser Gegensatz zu der positiven Stimmung, die sie sich in den letzten zwei Monaten als Dezernatsleiterin bemüht hatte auszustrahlen.

*Ich brauche dich in Edgemead, Farmersfield Road.
Vaughn ist schon unterwegs.*

Dort wartete also Unheil. Unheil, gegen das er momentan kaum gewappnet war.

Deswegen betrachtete er den dichten Verkehr im Dezemberrummel heute nicht als Fluch, sondern als Segen.

Die Spurensicherung hatte Ernst Richters Leiche vollständig freigelegt.

Adjutant Jamie Keyter winkte das Videoteam wieder heran, damit sie den Anblick festhielten: Die dicke schwarze Plastikplane, die den Toten umhüllte, war ein klein wenig zu kurz, um auch die Füße zu bedecken. Dazu das blutrote Seil, mit dem sie fest verschnürt war – um den Hals, in der Mitte und um die Fußknöchel.

Keyter hatte den Zeitungsfotografen erspäht, der mit dem Teleobjektiv von der Straße aus versuchte, Fotos zu schießen. Daraufhin hatte er breitbeinig Position bezogen, die Hände auf die Hüften gestemmt: der Inbegriff des kompetenten Ermittlers am Tatort. Er beaufsichtigte das Videoteam, bis er sicher sein konnte, dass die Aufnahmen jeden erdenklichen Winkel abdeckten.

»Okay«, sagte er. »Ihr seid vorerst fertig.« Dann befahl er der Spurensicherung mit einer gebieterischen Geste: »Aufschneiden.«

Die beiden Kriminaltechniker wählten die passenden Instrumente aus ihren Ausrüstungskoffern, hoben das Flatterband an und knieten sich neben das Opfer. Einer schnitt vorsichtig das rote Seil auf, der andere nahm es und legte es zur Beweissicherung in eine Plastiktüte.

Jamie Keyter bückte sich ebenfalls unter dem gelben Band hindurch und näherte sich der Leiche. »Wickeln wir ihn aus.«

Es dauerte fast zehn Minuten, denn sie mussten vorsichtig zu Werke gehen, und die schwarze Plastikfolie war endlos lang. Die Kriminaltechniker falteten alle zwei Meter die Folie vorsichtig wieder zusammen, um eine Kontaminierung des Beweismaterials zu verhindern.

Die Uniformierten, die Videoeinheit, die beiden Konstabel von der Kripo und die Mannschaft des Krankenwagens rückten neugierig näher.

Und dann war die Leiche entblößt.

»Liegt noch nicht lange da«, stellte einer der Kriminaltechniker fest, denn es gab relativ wenige Anzeichen von Verwesung, nur eine allgemeine Verfärbung der Haut. An den Füßen und tief im Nacken war das blauviolette Netz der Leichenflecke zu erkennen, und am ganzen Körper klebte Sand.

Es handelte sich um einen schlanken Mann, mittelgroß, mit dichtem, dunkelbraunem Haar, gekleidet in eine blaue Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit dem Spruch *Ich würde mich ja geistig mit dir duellieren, aber ich sehe, du bist unbewaffnet* in großen weißen Buchstaben darauf.

»Etwa eine Woche oder so«, meinte der andere Kriminaltechniker, dem das Gesicht des Opfers irgendwie bekannt vorkam, obwohl er es in diesem Augenblick nicht einordnen konnte. Aber das verschwieg er lieber.

Diese leise Ahnung war alles, was irgendjemandem am Tatort zu Ernst Richter einfiel.

»Erwürgt«, sagte der andere Kriminaltechniker und deutete auf die dunklen Male, die sich wie ein Ring um die Kehle legten.

»Ganz offensichtlich«, bestätigte Jamie Keyter.

2

Die Farmersfieldstraat lag an jenem Mittwochnachmittag verlassen da. Eine Mittelklassewohngegend, Reihen weißer und cremefarbener Einfamilienhäuser mit Ziegeldächern und ordentlich geschnittenem Vorgartenrasen. Der morgendliche Sturm hatte eine Spur von Ästen und Blättern auf der Straße hinterlassen.

Griessel brauchte nicht nach der Adresse zu suchen. Die Nachbarn hatten sich in kleinen Gruppen auf der anderen Straßenseite zusammengefunden, und vor dem Haus standen mehrere Polizeifahrzeuge. Griessel parkte in fünfzig Metern Entfernung auf dem Bürgersteig. Er blieb zunächst sitzen, die Hände auf dem Lenkrad, die Augen niedergeschlagen.

Er hatte keine Lust auszusteigen.

Irgendetwas war geschehen, was die Normalität des vorstädtischen Edgemead zerstört hatte. Und er wusste genau, dass das Geschehene den Zustand der Beklemmung, den er schon seit Monaten spürte, verschlimmern würde. Der Kleinbus der PCSI, der Eliteeinheit der Spurensicherung, stand auch vor dem

Haus. Was hatten die hier zu suchen? Und warum waren Vaughn und er von den Valke herbeigerufen worden?

Griessel holte tief Luft, löste die Hände vom Lenkrad, stieg langsam aus und machte sich auf den Weg.

Eine weiße Mauer versperrte die Sicht, so dass er weiter gehen musste bis zur Einfahrt, wo ein Konstabel den Zugang bewachte.

Das Haus glich den meisten anderen in der Straße. Weitere Polizisten scharten sich um die Tür, im Kreis, die Köpfe gesenkt.

Der Konstabel hielt Griessel mit gebieterisch vorgehaltener Hand auf. Griessel zeigte seinen Ausweis.

Der Konstabel riss die Augen auf: »Ah, Kaptein Griessel. Kaptein Cupido bittet Sie, hier auf ihn zu warten. Ich lasse ihn schnell rufen ...«

»Warum?«, fragte Bennie und drängte sich an dem Mann vorbei.

»Nein, Kaptein, bitte!« Der Mann klang ängstlich. »Es ist ein Befehl. Ich soll ihn rufen lassen.«

»Dann rufen Sie ihn.« Griessel hatte keine Geduld für Vaughns Mätzchen.

Der Konstabel bat die Uniformierten vor der Tür vernehmlich, den »Valke-Kaptein« zu holen. Einer von ihnen eilte ins Haus.

Griessel wartete genervt.

Cupido kam heraus, eilig, demonstrativ rebellisch gekleidet - Jeans, T-Shirt, blaues Sakko und dazu als schrillen Kontrast die gelb-orangefarbenen Laufschuhe, von denen er ihm gestern vorgeschwärmt hatte: »Nike Air Pegasus Plus, Pappie, kosten normalerweise fast tausend Mäuse, aber bei Tekkie Town gab's die im Sale. Cooler Komfort in Technicolor, man geht wie auf Wolken. Macht die Fußarbeit zum Kinderspiel, ganz easy. Aber das Beste daran ist, dass diese Sneakers Major Mbali mächtig auf den Keks gehen werden.«

In den letzten paar Wochen hatte sich Vaughn fortwährend gegen die Anweisung von Major Mbali (deren neuen Rang er jedes Mal ironisch betonte) aufgelehnt, sich im Dienst ordentlich zu kleiden. Kaleni hatte am letzten Montagmorgen während der Dienstbesprechung feierlich verkündet: »Wer professionell sein will, muss professionell aussehen. Wir tragen Verantwortung gegenüber dem DPMO und der Öffentlichkeit.« Anschließend hatte sie gebeten, in Zukunft mit Krawatte, Jackett und »angemessenem Schuhwerk« zu erscheinen, oder wenigstens in Hemd mit Sakko. Das brachte das Fass zum Überlaufen für Cupido, der schon bei ihrer Ernennung zur Dezernatsleiterin schwer geschluckt hatte: »Hältst du das etwa für Zufall nach den Ergebnissen der letzten Wahlen? Ich nicht. Das liegt nur daran, dass sie eine Zulu ist, das ist ethnische positive Diskriminierung, das ist Zuma von vorne

bis hinten. Du und ich, wir haben mehr Erfahrung, mehr Dienstjahre, mehr Knowhow, aber sie wird befördert!«

Griessel wusste, dass Cupido sich hauptsächlich deswegen so aufregte, weil die neue Leiterin seine Extravaganzen nicht dulden würde. Mbali war zielstrebig und konservativ, ganz im Gegensatz zu Vaughn. Griessel erwiderte, sie sei unter den gegebenen Umständen die richtige Person für den Posten.

Doch das hatte auch nichts geändert.

Cupido eilte herbei, und sein Gesichtsausdruck stand im krassen Gegensatz zu der fröhlich bunten Kleidung.

»Hi, Benna. Es ist nicht nötig, dass du reingehst. Wir sind hier fertig.«

Griessel hörte den Unterton in der Stimme seines Kollegen heraus, eine aufgesetzte Sachlichkeit, unter der er seine Erschütterung verbarg.

»Ich bin doch nicht den ganzen Weg hier rausgekommen, um ... Was ist los, Vaughn? Was ist hier passiert?«

»Vertrau mir, Benna, bitte. Ist ein ganz klarer Fall, komm, lass uns gehen.« Cupido legte Griessel die Hand auf die Schulter.

Bennie wurde allmählich sauer. Was war denn los mit Cupido? Er zog seine Schulter weg. »Willst du mir jetzt sagen, was hier los ist, oder soll ich reingehen und selbst nachsehen?«

»Benna, vertrau mir, nur dieses eine Mal«, erwiderte Cupido mit einer Verzweiflung, die Griessels Misstrauen nur noch weiter anfachte.

»Jissis!«, sagte er und machte sich auf den Weg zur Haustür.

»Es ist Vollie«, sagte Cupido.

Abrupt blieb Griessel stehen. »Vollie?«

»Ja. Unser Vollie. Vollie Vis. Und seine Familie.«

Adjutant Tertius van Vollenhoven, der mit ihnen beiden zusammengearbeitet hatte, damals, als es die Provinzielle Sonderermittlungseinheit noch gegeben hatte. Vollie, der sparsam und trocken seine Westküstensprüche in seinem Namaqualand-Dialekt gebracht hatte, wenn die Nacht zu lang und die Moral zu sehr am Boden war. Vollie Vis, der aus Lambertsbaai stammte, jedes Wochenende dort hinausfuhr und montags für das ganze Team Fisch und Meeresfrüchte mitgebracht hatte, begleitet von genauen Instruktionen für die Zubereitung, denn »einen Hummer zu versauen ist ein Sakrileg, Kollege«. Der Mann, der in einem Zeitraum von vier Jahren zwei Serienmörder auf der Kaapse Vlakte dingfest gemacht hatte, dank seiner unendlichen Geduld und Hartnäckigkeit. Anschließend hatte er sich zur Dienststelle in Bothasig versetzen lassen. Er meinte, er habe seinen Beitrag geleistet und wünsche sich jetzt ein ruhigeres Leben – er wolle seine Ehe retten und seine Kinder aufwachsen sehen. Doch alle wussten,

dass es das Trauma der Untersuchungen war, bei denen er Monat für Monat immer wieder vor einer verstümmelten Leiche gestanden hatte, in dem Wissen, dass er nur mit ein wenig Glück die Ungeheuer würde aufhalten können, selbst wenn er noch so sehr arbeitete.

Die alte Wut über diese Ungerechtigkeit des Schicksals flammte in Griessel auf, der Zorn auf diejenigen, die dafür verantwortlich waren.

»Raubüberfall?«

»Nein, Bennie ...«

»Was ist passiert, Vaughn?«

Cupidos Stimme war fast unhörbar, und er konnte Griessel nicht in die Augen sehen. »Vollie hat sie erschossen, letzte Nacht, und zum Schluss sich selbst.«

»Vollie?«

»Ja, Benna.«

Bennie dachte an die beiden süßen Töchter, inzwischen junge Teenager, und Vollies Frau, mutig, stark, unterstützend. Mecia oder Tersia ... Er wehrte sich gegen die Bilder, wollte sie nicht in seinen Kopf lassen – Vollie mit seiner Dienstpistole am Bett eines Kindes.

»O Gott, Vaughn«, sagte er und spürte, wie die Beklemmung zurückkehrte und drohte, ihn zu überwältigen.

»Ja, ich weiß.«

Griessel konnte nicht aufhören zu reden, er musste Druck ablassen. »Aber warum? Was ist passiert?«

Cupido zeigte auf die Uniformierten vor der Tür. »Die Kollegen von der Dienststelle Bothasig haben gestern ein Mädchen gefunden, im Gebüsch unterhalb von Richwood. Schon das zweite. Derselbe Modus Operandi wie bei einem anderen Mord vor einem Monat. Ein Serienmörder. Üble Sache, Benna, ein total kranker Scheißkerl. Vollie war da.«

Griessel setzte das Puzzle zusammen, die Hand am Hinterkopf. Er versuchte zu verstehen, was geschehen war. All die Dämonen, die zurückgekehrt waren und Vollie von innen aufgefressen hatten.

»Komm, Benna. Komm, lass uns gehen.«

Griessel stand da wie versteinert.

Cupido sah, dass sein Kollege wachsbleich war. »Benna, es ist wirklich besser, wenn wir jetzt ...«

»Warte ...« Griessel sah Cupido scharf an. »Warum hat Mbali uns hergeschickt?«

»Der Leiter der Dienststelle hat darum gebeten, dass wir uns das ansehen. Er sagte, er wolle nur sichergehen, dass sie nichts übersehen, denn die Medien ...«

»Aha.« Und dann: »Warum willst du mich da raushalten, Vaughn?«

Cupido sah ihm in die Augen und tippte mit dem Zeigefinger gegen seine Schläfe. »Weil du noch nicht dazu bereit bist, Benna. Ich weiß das.«

Jamie Keyter und die beiden Kriminaltechniker hatten die Jeanstaschen des Opfers sorgfältig durchsucht, aber nichts gefunden.

Behutsam hatten sie die Leiche in den großen schwarzen Sack gelegt, den Reißverschluss zugezogen und die Bahre geholt. Die Leiche wurde zum Krankenwagen getragen. Die Kriminaltechniker hatten die schwarze Plastikplane und das rote Seil sorgfältig gekennzeichnet und verpackt. Einer der Techniker hatte den Metalldetektor geholt und war jetzt damit beschäftigt, in konzentrischen Kreisen den Tatort abzuschreiten, die Kopfhörer auf den Ohren.

Der andere stand neben Jamie Keyter. Kein anderer war in Hörweite. »Ich schwöre, dass er mir bekannt vorkommt«, sagte der Techniker.

»Natürlich. Er arbeitet mit dir zusammen«, erwiderte Keyter und runzelte hinter der Sonnenbrille die Stirn.

»Nein, nicht er, das Opfer.«

»Soll das heißen, Sie kennen ihn?«

»Nein, kennen ist zu viel gesagt. Ich habe ihn nur irgendwo schon mal gesehen.«

»Ist er ein Promi oder was?«

»Ich weiß nicht, ich habe ihn nur schon mal gesehen.«

»Das hilft uns kein Stück, wenn Sie nicht wissen wo.

Glauben Sie, er ist ein Polizist?«

Dem Techniker tat es inzwischen leid, dass er überhaupt etwas gesagt hatte. »Nein, ich ... Vielleicht irre ich mich.